



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Jetzt kam Leben ins Werk. Es war, wie wenn ein Pferd, das verdrossen vor seinem Wagen getrottet war, die Peitsche gekostet hätte und nun den Kopf hob, die Ohren spitzte und ausgriff. Die Räder auf dem Förderturne drehten sich Tag und Nacht in rasender Eile, die Maschine der Salzmühle pufste unverdrossen. Im Kontor flogen die Federn, und auf der Kleinbahn nach Siebendorf dampfte die kleine Maschine mit leeren und mit vollen Wagen unermüdet hin und her. Zugleich begann eine neue Völkerwanderung. Von Braunsfels, durch den Böhnhardt, von Allum, von Siebendorf, von allen Dörfern des Umkreises kamen sie angezogen, um Arbeit auf Heinrichshall zu suchen und zu finden. Alle Wohnungen der Umgegend waren belegt. Es war auch nicht eine Kammer mehr übrig. Die Kaufleute und die Fleischer machten gute Geschäfte, und Herr Kantor Mötelfind seufzte. Er hatte hundertvierundzwanzig Schüler in seiner Klasse und mußte seine Schar teilen und im Sommer früh und nachmittags Unterricht geben, was ihn tief schmerzte. Die Verhandlungen mit der Regierung wegen des Baues einer neuen Schule wurden so gründlich geführt, daß es noch Jahre dauern konnte, ehe die neue Schule unter Dach kam. Und sein Antrag auf Gehaltzulage beim Schulvorstand war gerade von den kleinen Leuten abgelehnt worden mit der Begründung, er habe als Kantor sowieso schon zuviel Einkommen und viel mehr als sie selber. Dies hatte den Herrn Kantor tief gekränkt, er hatte sein altes Notizbuch durchgeblättert und die Stelle gefunden, wo er einst das Wort Bredulje eingetragen hatte. Jetzt sah er das Wort mit wehmütigem Verständnis an, nahm seinen Bleistift und unterstrich es noch einmal nachdrücklich.

Während dessen kasteite sich Direktor Wenzel in Marienbad, um seinen Überschuß an Fett loszuwerden, und lancierte Notizen in die Presse, in denen auf die erfolgreiche Thätigkeit Wandrers aufmerksam gemacht und für die nächste Abrechnung eine hohe Dividende in Aussicht gestellt wurde. Sogleich begann der Kurs der Kurse zu klettern, zuerst prozentweise, dann in lustigen Sprüngen. Es sah ganz so aus, als sollte der Direktor mit seiner Voraussage recht behalten.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Offizierduell in französischer Beleuchtung. Es lag nicht in unsrer Absicht, an dieser Stelle nochmals auf die Duellfrage zurückzukommen, über die schon in Broschüren, Zeitschriften und Tagesblättern so unendlich viel geschrieben worden ist. Wir fühlten uns auch gegenüber dem neuesten tragischen Zweikampf in Springe umso weniger dazu veranlaßt, als unsrer Überzeugung nach eine Einigung über diese Frage, vorläufig wenigstens, nicht zu erreichen sein wird. Wenn wir trotzdem in dieser Sache nochmals zur Feder greifen, so geschieht es, weil dieses Duell in den jüngsten Reichstagsverhandlungen wieder eine große Rolle gespielt hat, und man neben einigen vorzüglichen Reden — zu denen wir vor allem die des Abgeordneten Dr. von Levetzow rechnen — auch wieder Auslassungen gehört hat, die wir als unrichtig und unlogisch bezeichnen müssen.

Noch immer wird bei uns das Heer, d. h. das Offiziercorps, als die Pflanzstätte und die Hüterin des Zweikampfs bezeichnet. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, uns einmal über die entsprechenden Verhältnisse in der Armee der französischen Republik zu orientieren. Es erschien uns dies umsomehr angebracht, als der Abgeordnete Bebel, der sich bekanntlich mit Vorliebe als Sachverständiger in militärischen Fragen aufspielt, auch diese Gelegenheit der Duelldebatte wieder benutzte, die Verhältnisse und Anschauungen in der französischen Armee warm zu loben und die an ihrer Spitze stehenden Persönlichkeiten — namentlich den Minister André — als Autoritäten auszuspielen. Wenn er dadurch auch nur von neuem bewies — was für jeden Sachmann selbstverständlich ist —, daß ihm die Fähigkeit und die

Möglichkeit, militärische Fragen sachlich zu beurteilen, abgeht, so scheint es doch bei der Vorliebe der sozialdemokratischen Partei für die französische Armee — lediglich weil sie einer Republik angehört, und weil es eben nicht die deutsche ist — angezeigt, der Frage einmal näher zu treten, wie man in der französischen Armee über das Duell denkt, das bei uns von vielen Seiten als Auswuchs des Militarismus und als „Verbrechen“ bezeichnet wird, das mit entehrender Strafe belegt werden sollte.

Da muß dem zunächst konstatiert werden, daß in Frankreich die Duellsitte und der Duellzwang nicht allein für die Offiziere, sondern auch für die Unteroffiziere besteht, und zwar — auch bei den Offizieren — ohne Einschränkungen durch Ehrengerichte. Das Offizierduell wird in Frankreich nicht allein als selbstverständlich, sondern auch als ganz unvermeidlich betrachtet. Eine hervorragende französische Militärzeitung — *La France militaire* — brachte kürzlich einen interessanten Artikel über dieses Thema, dem wir das Nachstehende entnehmen:

Nach dem traurigen Ausgang, den in der letzten Zeit verschiedene Duelle in Deutschland und Österreich genommen hatten, hieß es, daß in beiden Ländern zufolge des Einschreitens der beiden Kaiser das Duell in der Armee vollständig beseitigt worden sei, wie dies in der englischen Armee schon früher geschehn, und auch in der französischen Armee in Aussicht genommen sei. In Frankreich habe man angeblich diesen Entschluß deshalb gefaßt, weil der vermehrte Dienst den Offizieren nicht mehr erlaube, sich genügend in der Handhabung der Waffen auszubilden. Wenn die Verfügungen der beiden Kaiser nur eine Einschränkung der Duelle, nicht ihre unbedingte Ausrottung in der Armee zur Folge haben konnten und sollten, so sei es ebenso unrichtig, von einer Verminderung der Duelle in dem französischen Offizierkorps zu sprechen. Wenn in der letzten Zeit über solche Zweikämpfe weniger in die Öffentlichkeit gedrungen sei, so liege es allein daran, daß keine ernstern Folgen zu Tage getreten seien. Im allgemeinen müßte aber festgestellt werden, daß seit etwa zwölf Jahren das Duell in der französischen Armee nicht abgenommen — vielleicht auch nicht zugenommen — habe. Die Duelle kommen vor, gerade wie früher — „nur daß man nicht davon spricht“! Hierin, schalten wir ein, liegt der große Unterschied zwischen französischer Sitte und Gepflogenheit und deutscher. In Frankreich würde sich auch der entschiedenste Sozialdemokrat scheuen und sich schämen, Vorkommnisse innerhalb der Armee mit besonderm Behagen in die Öffentlichkeit zu ziehen, während bei uns die sozialdemokratischen Führer, vor allem Bebel, es für ihre Aufgabe halten, alles, was die Armee, nicht allein in den Augen des Volkes, sondern auch in denen unsrer Nachbarn schädigen kann, breitzutreten und von der Tribüne des Reichstags aus zu besprechen. Wo wird man im französischen Parlament je eine Debatte hören über gesetzwidrige Behandlung von Soldaten, über Offizierduelle u. dgl. m., über die sich bei uns sozialdemokratische Abgeordnete tagelang mit wahrer Wollust ergöhen!

Der Berichterstatter der *France militaire* schreibt nun, daß er sich, um sich genau über den Stand der Duellfrage in den verschiedenen Armeen zu orientieren, an einen hoch angesehenen französischen Stabsoffizier, der als Autorität in allen Ehrensachen gilt, gewandt und ihn gefragt habe, ob wirklich in Deutschland, in Österreich und in England das Duell zwischen Militärpersonen nicht mehr vorkomme, und ob es in Frankreich, Italien und Spanien auf dem Aussterbeetat sei. Darauf habe der Oberstleutnant Derué achselzuckend geantwortet: Das Duell unter Offizieren, ebenso wie das unter Soldaten, ist viel zu notwendig im Interesse des Dienstes, als daß der Gedanke, es zu unterdrücken, dem Kaiser Wilhelm oder dem französischen Kriegsminister beikommen könnte. Gegen das Duell unter Offizieren richten sich die Bannstrahlen der Kaiser von Deutschland oder von Österreich durchaus nicht; wenn man die Verordnungen aufmerksam liest, so ergibt sich, daß sie sich nur gegen das Duell zwischen Offizieren und Zivilpersonen richten, dem berechtigterweise irgend welcher Nutzen abgesprochen wird, und deren Zahl durch die obligatorische Intervention der Ehrengerichte beschränkt werden soll. (Wir brauchen

wohl nicht besonders zu bemerken, daß der französische Offizier hier mehrfach im Irrtum ist.) In Frankreich, fuhr er fort, sollte die Regierung diesem Beispiele folgen.

Auf die Frage, warum Oberst Dérue das Duell unter Offizieren für notwendig halte, antwortete er durch die Erzählung eines Vorkommnisses, bei dem er selbst Zeuge war, und das er als typisch für die meisten Offizierduelle bezeichnet: „In einer Garnisonstadt hegten zwei demselben Regiment angehörende Kapitäne eine ganz unbegründete Abneigung gegeneinander. Irgend ein Einverständnis in der Ausbildung der beiden zu einander gehörenden Eskadrons war infolgedessen ausgeschlossen. Alles litt unter diesen unliebhamen Verhältnissen, trotz der unausgesetzten Bemühungen des Obersten, der schließlich gar nicht mehr wußte, was er thun sollte. Eines schönen Tages, und infolge einer ganz unbedeutenden dienstlichen Angelegenheit, plakte die Bombe; die beiden Kapitäne schlugen sich in der Reitbahn wie zwei Rasende. Der Zweikampf endete mit einer leichten Verwundung, die der eine der beiden davontrug. Von da an war nun zwar die Freundschaft zwischen den beiden Gegnern nicht besonders warm und herzlich, aber das Duell hatte die Folge, daß sie sich gegenseitig achteten, und daß sie über alle dienstlichen Fragen ein Einvernehmen erzielten. Diese Geschichte, schloß der Offizier, genügt als Beweis, daß in der Armee die Institution eines Ehrengerichts unnötig ist; was hätte es in diesem Falle thun sollen? Etwa den größern oder geringern Grad der gegenseitigen Abneigung feststellen? Das Ehrengericht hätte jedenfalls im vorliegenden Falle nicht die Notwendigkeit eines Duells erklärt, und doch war es notwendig im Interesse des Dienstes. Die eigentümliche Wirkung des Offizierduells ist, daß es die gegenseitige Achtung aller Offiziere eines Regiments, die in fortwährender Gemeinschaft leben, sichert. Die Moralisten können sich dieses psychologische Wunder nicht erklären; aber was bedarf es auch einer Erklärung! Die Thatsache besteht, sie ist begründet auf tägliche Vorkommnisse und veranlaßt mich, schloß der Offizier, laut zu erklären, daß das Offizierduell ein notwendiges Übel ist.“

Man ersieht hieraus, daß das Duell in der französischen Armee viel häufiger vorkommt als bei uns, daß ihm in vielen Fällen, wohl in den meisten, ganz nichtige, vielfach dienstliche Vorkommnisse und Meinungsverschiedenheiten zu Grunde liegen, daß es irgend welche Institutionen, die den Zweck hätten, diese Duelle zu verhindern oder einzuschränken (wie unsre Ehrengerichte usw.), nicht giebt, daß aber in Frankreich nicht jeder Zweikampf, bei dem ein Offizier beteiligt ist, zu einer cause célèbre aufgebauscht und in der Nationalversammlung breit getreten wird, nur um der Armee und den Offizieren Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der französische Stabsoffizier sagte: *Ces duels (in der französischen Armee) ont lieu comme par le passé; seulement on n'en parle pas, voilà tout!*

Weder die Sozialdemokraten, noch die strenggläubigen Katholiken — die bei uns die Hauptgegner des Duells sind — kümmern sich in Frankreich um solche Interna der Armee; sie betrachten es vor allem als eine der ersten Pflichten des Patriotismus, etwaige schmutzige Wäsche nicht vor der Öffentlichkeit zu waschen.

Die letzten Verhandlungen im deutschen Reichstag über die Duellfrage, ebenso wie die angenommene Resolution des Abgeordneten Lenzmann, beweisen, daß vielfach eine ganz irrige Ansicht über den Zweikampf und seinen Zweck besteht. Es wird immer so dargestellt, als solle das Duell eine Strafe für den Beleidiger sein, und als müßte infolgedessen eigentlich dieser immer der Verletzte oder Getötete sein. Wie oft liest man, daß das Unvernünftige des Duells am besten daraus hervorginge, daß der Beleidigte nicht nur die widerfahrne Beleidigung zu tragen habe, sondern nun auch noch schwer verwundet worden sei, während der Beleidiger gesund und heil den Kampfplatz verlassen habe. In dieser Anschauung liegt, unsrer Meinung nach, einer der hauptsächlichsten Gründe der Duellgegnerschaft. Betrachtet man den Zweikampf als Gottesurteil oder als einen Akt der Strafe, die dem Beleidiger auferlegt werden soll, so kann man wohl über das Verfehlte dieses Zwecks und demnach auch über das Verfehlte des Mittels klagen. Erfüllt aber das Mittel

den gewollten Zweck nicht, so ist es logischerweise besser, das Mittel gar nicht anzuwenden. Grund und Zweck des Duells sind aber ganz anders! Es geht dies am besten daraus hervor, daß das Duell ebenso gut seinen Zweck erfüllen kann, wenn beide Gegner in die Luft schießen, wie es beispielsweise in Frankreich sehr oft geschieht (noch in den letzten Tagen bei dem Duell zwischen dem frühern Kriegsminister Cabaignac und dem Abgeordneten Renoult). Nun wollen wir diese quasi Spielerei in keiner Weise loben oder verteidigen, schon deshalb nicht, weil dadurch die Zahl der Duelle vermehrt wird; aber man ersieht daraus, daß jeder Gedanke an eine Strafe oder Rache beim Duell ausgeschlossen ist. Der betrogene Chemann in Frankreich duelliert sich nicht mit dem Räuber seiner Familienehre, sondern er schießt ihn einfach über den Haufen. Der Begriff des Duells ist rein ethisch und zugleich, genau wie Auffassung und Begriff der Ehre selbst, ganz subjektiv. Was der eine als eine Verletzung seiner Ehre empfindet, geht an einem andern spurlos vorüber; der eine sieht die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre darin, daß er dem Beleidiger ein paar Ohrfeigen giebt, der andre darin, daß der Beleidiger zu einer unbedeutenden Geldstrafe verurteilt wird; wieder ein anderer verlangt die Zahlung einer großen Summe als Entschädigung (so ist es meist in England), während viele andre, zu denen wir gehören, eine *réparation d'honneur* im Zweikampf sehen. Wir geben vollständig zu, daß das in den meisten Fällen eine illusorische Reparation ist, oft aber veranlaßt auch das Duell erst die Abbitte. Eine vollständige Verkennung der Verhältnisse und des subjektiven Empfindens zeigt es, wenn fortwährend eine Verschärfung der Duellstrafen verlangt und davon eine Verminderung der Zweikämpfe erwartet wird. In frühern Jahrhunderten stand Achtung, Einziehung des Vermögens, Verlust der rechten Hand, ja sogar die Todesstrafe auf dem Zweikampf, und trotzdem bestand er fort. Genau so würde es heute sein! Glaubt ein Mann, seiner Ehre einen Ausrag mit der Waffe schuldig zu sein, so wird es ihm ganz gleichgültig sein, ob er dafür ein Jahr Festung oder drei Jahre Gefängnis erhält. Er hält das Duell für unvermeidlich aus Gründen des Ehrgefühls und hat das Bewußtsein, daß keine Strafe ihn an seiner Ehre schädigen kann. Von Einsetzung entehrender Strafen für das Duell — wie etwa Entlassung aus dem Heere mit schlichtem Abschied usw. — kann deshalb auch nie die Rede sein.

Daß es viele Leute giebt und immer geben wird, die diesen Standpunkt nicht teilen, wissen wir wohl; es schadet dies aber gar nichts; verschiedene Menschen, verschiedene Länder, verschiedene Berufskreise haben nun einmal verschiedene Auffassungen und verschiedene Ansichten. Der Handarbeiter, der sich beleidigt fühlt, wird in den meisten Fällen zuschlagen — ist es ein Italiener, zum Messer greifen —, andre Leute werden sich mit Schimpfen begnügen, wieder andre werden in einer dem Beleidiger zudiktirten Geldstrafe eine Sühne sehen — wir verlangen vom Beleidiger das persönliche Eintreten im Duell. Außer jeder Diskussion steht es, daß es viel besser und richtiger und christlicher wäre, wenn es keine Duelle mehr gäbe, und daß sowohl von Staats wegen wie von anderer Seite alles mögliche gethan werden müßte, das Duell — auch im Offizierkorps — einzuschränken und möglichst ganz zu beseitigen. Dies geschieht aber auch, und die Zahl der Duelle in der Armee ist in den letzten dreißig Jahren ganz wesentlich zurückgegangen. Ganz wird und kann es nie verschwinden — und wir sehen darin kein Unglück.

v. W.

Das Fest der Bäume in Italien. In diesen Tagen wurde auf Vorschlag des Ministers der Agrikultur im Einverständnis mit dem des Kultus ein königliches Dekret unterzeichnet, das „das Fest der Bäume“ zu einem italienischen Nationalfest erhebt.

Mancher wird sich fragen, was denn dieses merkwürdige Edikt eigentlich bedeute; zur Erklärung muß etwas zurückgegriffen werden.

Italien leidet an demselben Schaden, an dem so viele südliche Länder leiden, daß praktische Gesetze, die, oft in einem Augenblicke der Not oder von plötzlichem Enthusiasmus gegeben, schnell in Vergessenheit geraten oder wenigstens nicht streng

gehandhabt werden, und das hängt wieder damit zusammen, daß entweder die Notwendigkeit eines Gesetzes dem Volke nicht ins Blut übergegangen ist, daß der alte Schlandrian des Völkerverwissens in ihm zu stark ist, oder daß der Gesetzgeber weiter kein Interesse an seinem Kinde hat.

So geht es auch mit den Forstgesetzen in Italien. Während der Norden des Landes durch lange fremde Okkupierung mehr daran gewöhnt ist, Achtung vor wohl-gemeinten Vorschriften zu hegen, haben Kirchenstaat und Neapel Regierungen gehabt, die sich wenig um die allgemeine Bodenpflege gekümmert haben. Der im Sommer ausgedörrte Boden, der im Winter von kleinen reißenden Strömen durchzogen ist, weist darauf hin, wie nötig die Baumkultur wäre. Wer jetzt Italien, zumal den südlichen Teil durchwandert, dem werden die trotzig aufragenden Bergketten auf-fallen, die im wechselnden Sonnenschein die herrlichsten Töne anzunehmen pflegen und besonders morgens und abends in einer wahren Gamme von Farben leuchten. Das ist freilich ein prächtiger Anblick, aber für etwas andres sind sie auch nicht mehr da; die Vegetation, die einst diese scharfen Umrisse bedeckte, ist vollständig vernichtet. In den Niederungen giebt es noch kleines niedriges Unterholz, das ein herrlicher Aufenthalt für das Gesindel ist. Wer mit dem Gesetz in Konflikt ge-raten ist, der flüchtet sich in die *Macchia*, so heißen diese Überbleibsel von einstigen Wäldern. An den Bergabhängen finden sich allerdings oft noch herrliche Wald-partien; aber in alle dem, was Privatbesitz ist, hat der Staat kein Recht, ein Wort mitzupprechen, und gerade das ist in Süditalien sehr ausgedehnt der Fall. Vor Jahren habe ich den herrlichen Wald im Volkstergebirge zwischen Norma und Segni durchstreift; uralte Baumriesen unter fröhlich nachwachsendem jungem Nach-wuchs, eine wahre Pracht. Das ist alles anders geworden; man hat überall stark gelichtet, ohne nachzupflanzen, oft die Bäume geschlagen, ohne die Mittel zu haben, sie wegzuschaffen. Wer kennt nicht das Albanergebirge mit seinem Monte Cavi, den noch vor wenig Jahren ein Kranz der herrlichsten Edelkastanien vom Fuß bis zum Gipfel bedeckte. Jetzt zeigt er weite, öde Flächen darunter. Italiens Boden entbehrt eben der Steinkohle; da muß der Baum die Holzkohle liefern.

Dazu kommt ein wunderlicher Umstand, daß der Italiener eine Art Wider-willen gegen Bäume hat. Sie sind für ihn der Aufenthalt der Malaria. Ich kenne Familien, die noch heutigentags nicht dazu bewogen werden können, unter Bäumen zu ruhen, und die es besonders des Abends, sogar im Hochsommer, um alles in der Welt nicht thun würden, nicht einmal unter ihnen zu gehn wagen. Ist da etwas wahres daran, oder ist es nur alter Aberglaube? Thatsache ist, daß sogar unter der italienischen Regierung vor einigen Jahren noch mit wahrer Grau-samkeit schöne alte Baumanlagen in der Hauptstadt zerstört wurden, ohne daß eine Klage in der sonst so wachsamten Presse erhoben wurde — doch wohl, weil ihnen die Sache nicht der Mühe wert erschien. Auch jetzt noch, wo es schon besser geworden ist, sieht man, wie in öffentlichen Anlagen Bäume mit kräftigen Ästen und entwickelter Krone ohne weiteres wieder auf den kahlen Stamm reduziert werden.

Nun hatte schon in den achtziger Jahren Guido Baccelli, der letzte *civis romanus*, wie ihn seine Mitbürger scherzend nennen, auf den Schaden hingewiesen, der durch ein solches unsinniges Niederlegen und Zerstören der Wälder entstehe, der unberechenbar sei, nicht nur für die Agrikultur und die Industrie, sondern für den Staat selbst durch die dadurch hervorgerufenen Überschwemmungen und durch die fortschreitende Zerstörung der Humusschicht; auch auf den Schaden für die Ge-sundheit wies er hin. Im Jahre 1899 hat er dann als Unterrichtsminister ver-sucht, einen Damm gegen diesen Unfug aufzurichten, indem er das „Fest der Bäume“ einführte. Da er sein Publikum kennt, hat er sich ganz richtig gesagt, wenn etwas dauerhaftes geleistet werden solle, so könne das nur dadurch geschehn, daß man die zukünftige Generation dafür begeistere. Eines Tages, am 19. November, zogen die Schüler aller Gemeinden Italiens nach dem dafür bestimmten Orte, in Rom nach dem vierten Meilenstein an der Via Latina, mit Spaten bewaffnet, an der

Spitze die Behörden, sogar das Königspaar machte mit, und pflanzten die vorher an Ort und Stelle geschafften Bäumchen, sangen eine extra dafür komponierte Hymne, alles mit dem hierzulande üblichen Enthusiasmus. Sogar die Presse wurde sentimental und machte die Kinder darauf aufmerksam, daß sich an vielen Orten der Stadt die Spaziergänger des Abends einen besonders dichten Baum für die Nachtruhe aussuchten; da diese nun eine geraume Zeit brauchen, kreischen und sich zanken, so wurden diese Bäume als „singende Bäume“ bezeichnet.

Mit dem Abgang Baccellis verlor die Einrichtung der Baumaupflanzung schnell ihren Reiz; die alte Sünde, die Arbeiten des Vorgängers als ungeschickt zu betrachten, weil man selbst keinen Ruhm davon hat, zeigte sich auch hier; das Modellfeld an der Via Latina verkam ungepflegt. Gesah das in der Hauptstadt, so wird es im übrigen Lande wohl nicht besser gewesen sein.

Jetzt, wo Baccelli wieder am Ruder ist, hat er die Sache von neuem in die Hand genommen und sie nun, durch die Erfahrungen gewißigt, durch Gesetz zu einer Staatsaktion erhoben. Danach soll jetzt einmal im Jahre, im Frühling oder im Herbst, wie es die klimatischen Verhältnisse der verschiedenen Regionen erlauben, das Fest durch Anpflanzung von Bäumen gefeiert werden. Die Forstverwaltung bestimmt die dafür passenden Arten, die dann den einzelnen Gemeinden geliefert werden. Es wäre aber auch zu wünschen, daß zugleich ein sehr strenges Gesetz gegen mutwilligen Baumschlag gegeben würde. Mit Ernst ist in einem Lande, wo der Boden so fruchtbar ist, daß, man möchte fast sagen, sogar ein Besenstiel wieder ausschlägt, wenn er in die Erde gesteckt wird, noch sehr viel zu machen, und so schnell wird es nicht vorwärts gehn, daß die Künstler fürchten müßten, die klassischen Konturen der italienischen Bergketten würden ihnen dadurch ruiniert!

Rom

f. Brunswick

Savonarola. Hiltgart Schottmüller hat eine Auswahl von Predigten des Fra Girolamo nebst zwei Briefen an seine Mutter, einem an seinen Vater, einem poetischen Fragment und der im Kerker geschriebenen Betrachtung über den Bußpsalm Miserere übersetzt und geschmückt mit einem Bildnisse Savonarolas nach Fra Bartolomeo bei B. Behr (E. Voel) in Berlin (1901) herausgegeben. Man erkennt aus diesen Herzensergüssen, daß der große Bußprediger ein vollkommen natürl. Mensch gewesen ist, der sein Inneres enthüllt, ohne etwas zu verbergen oder durch Ausschmückung zu verhüllen, und so gewinnt man ein ganz sicheres Urteil über seine Persönlichkeit und seinen Charakter. Es ist darum auch nicht zu verwundern, daß die Urteile derer, die ihn kennen, übereinstimmen; er tritt uns aus diesen Briefen und Predigten so entgegen, wie ihn z. B. Gino Capponi in seiner Geschichte der florentinischen Republik gezeichnet hat.

Savonarola war kein Fanatiker. Er gehörte nicht zu denen, die, wenn sie ins Kloster gehn, alle Bande der Natur zerreißen. Er liebte und verehrte seine Eltern herzlich auch als Mönch, blieb bekümmert um das Schicksal seiner Geschwister und erklärte sich bereit, den Seinigen zu Hilfe zu eilen, wenn sie ihn dringend brauchten, nur bat er, sie möchten ihn nicht ohne Not in seinem erhabenen Berufe stören. Er war auch kein Verächter von Kunst und Wissenschaft; er gründete eine Studienanstalt, eine Malerschule und machte die Bibliothek der Mediceer dem Publikum zugänglich. Dem Autodafe der Vanità oder Anatemì, das am Fasching 1496 veranstaltet wurde, sind nur schmutzige Bücher und Bilder, Maskenanzüge und Gerät für Hazardspiele zum Opfer gefallen, nicht Kunstwerke; unter den verbrannten Sachen wird ein einziges Stück, das Kunstwert gehabt haben soll, erwähnt, ein Spielstisch von reicher Arbeit. Auch überspannt war Savonarola nicht, nur tief, entschieden und ehrlich; er glaubte aufrichtig alles, was die Kirche lehrt, und war überzeugt, daß die Sittenvorschriften des Neuen Testaments für alle verbindlich seien, ihre Übertreter den zeitlichen und ewigen Strafen nicht entgehn könnten; ein Mensch von solcher Art erscheint der Welt immer überspannt und gerät unvermeidlich in Konflikt mit ihr. Er hielt es nicht mehr aus „unter

12

Schweinen," floh ins Kloster, um als Mensch zu leben und als Bußprediger die Schweine zu Menschen zu machen. Auch seine Visionen und Prophetien beweisen noch nichts gegen seine seelische Gesundheit; jene kann man als poetische Einkleidungen auffassen, mit denen er die Wirkung seiner Predigten verstärkte, indem er z. B. Gespräche einfügte, die Gott und Christus mit ihm geführt hätten, seine Vorherjagungen von Strafgerichten aber sind teils bei seinen Lebzeiten, teils nach seinem Tode eingetroffen: in den folgenden Jahrzehnten haben Italien und Florenz, die er mit heißer Zubrust liebte, alles verloren, was im Mittelalter ihren Ruhm ausgemacht hatte. Auch berechtigten ihn die Erfolge seiner diplomatischen Sendungen, seiner politischen Thätigkeit und seiner Bußpredigt, sich für ein auserwähltes Werkzeug Gottes anzusehen. Er hatte den Zorn des Franzosenkönigs von Florenz abgewandt,\*) hatte die demokratische Verfassung der Stadt wieder hergestellt und den Lebenswandel der Florentiner augenfällig gebessert; er hatte das Volk, die jungen Leute und die Kinder für sich, die als eifrigste Apostel für ihn wirkten (als es zur Feuerprobe kam, bat ihn ein Knabe fußfällig, für ihn durchs Feuer gehn zu dürfen), und nur einige Vornehme und die in Lastern ergrauten alten Männer und Weiber blieben seine unveröhnlichen Feinde, die, wie er einmal sagt, schon ärgerlich wurden, wenn sie sahen, daß sich ein Mädchen ehrbar kleidete. Er bezweifelte auch keine einzige Glaubenslehre. Seine ganze Kezerei bestand in dem: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, was sich aber freilich keine weltliche Obrigkeit gefallen läßt, und die kirchliche ist eben auch eine weltliche Obrigkeit. Weltliche Obrigkeit ist eine Tautologie, denn jede Obrigkeit ist weltlicher Natur; die inwendigen Herren, Gott und die autonome Vernunft, verkörpern sich niemals vollständig in einer obrigkeitlichen Person. Wird nun der Zwiespalt zwischen dem Beruf der Obrigkeit und ihrer Haltung augenfällig, und setzt sich dagegen das Gewissen des Untergebenen offen zur Wehr, so kommt — bei der Reformation wie bei der Revolution — auf den Erfolg alles an. Gelingt beides, so hat man einen gefeierten Helden oder einen Reformator, im Falle des Mißlingens einen Aufwiegler oder einen Kezer. Luther hatte seinen Kurfürsten und konnte unter dessen Schutz und mit seiner Hilfe die alte Kirche Sachsens in Stücke schlagen und eine neue aufrichten, gegen die dann zwar gar bald ebenso wie gegen die alte das „man muß Gott mehr gehorchen“ geltend gemacht wurde, mit der aber doch eine dauerhafte Neuschöpfung von weltgeschichtlicher Bedeutung gegründet war. Savonarola hatte nur das wankelmütige Volk von Florenz. Schon im Oktober des Jahres 1496 mußte er dem Volke vorwerfen, daß es in die Laster zurückgefallen sei, denen es am Fasching entsagt hatte, und als nun die Signoren, denen der Papst zusetzte, wankend wurden, und Savonarola ihnen sagte, sie ließen ihn im Stich, um ihren Lastern frönen und wieder eine Tyrannenherrschaft aufrichten zu können, da hatte er verspielt. Übrigens versicherte er, daß er niemals den Papst angegriffen habe; er habe nur die Laster im allgemeinen gezeißelt, habe niemals Namen genannt, wenn sich der und jener getroffen fühle, so könne er nichts dafür. Aber freilich, daß der Papst kein Recht habe, ihm die Bußpredigt zu wehren, daß der Papst, wenn er etwas Unrechtes gebiete, nicht als Papst, sondern als sündhafter Mensch spreche, und daß man ihm in diesem Falle nicht gehorchen dürfe, dabei bleibt er mit Hus und allen andern Kezern bis zum letzten Atemzug; irre ich, sagt er in seiner letzten Predigt, so hast du, o Christus, mich betrogen.

\*) Gino Capponi schreibt, die florentiner Gesandtschaft, an deren Spitze Savonarola stand, habe einen Vertrag von Karl VIII. nicht erlangt, Savonarola dagegen sagt in der Predigt vom 28. Oktober 1496, er habe den Vertrag in drei Exemplaren ausgefertigt erhalten.